



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nicht anders denken als die französische Bauernschaft. Der Bauer wünscht eine feste und stetige Regierung, die Ruhe und Ordnung im Inlande aufrecht erhält und den Frieden wahr, damit er ruhig seiner Beschäftigung nachgehen könne und keine Unterbrechung des langsamen Prozesses zu fürchten habe, in dem die Früchte seiner Arbeit reifen. Er ist kein Freund des Parlamentarismus, weil dieser ihn zwingt, in die Gestaltung der Regierung einzugreifen, also seine Hand an Dinge zu legen, die über seinen Horizont gehen, was ihm mit Recht als ein gefährliches Hazardspiel erscheint und was seinem verständigen und soliden Wesen widerstrebt. Etwas andres ist es, wenn ihm die bestimmte Frage zur Beantwortung vorgelegt wird, ob dies oder das Gesetz werden soll, wie es im schweizer Referendum geschieht; darüber hat er meistens eine Meinung, und die kann er mit ja oder nein aussprechen. Der städtische Litterat oder Beamte hat ein wenig Politik studirt, ist daher stets aufgelegt, ein Wort mitzusprechen, hält sich wohl gar für berufen, mitzuregieren, und hat in demokratischen Staaten in der That Aussicht einmal Minister zu werden. Der Großindustrielle und der Großgrundbesitzer treiben im Interesse ihres Gewerbes Politik; der kleine Geschäftsmann, der Handwerker, der Arbeiter hoffen bei jedem Umschwunge zu gewinnen, und dem Proletarier ist es niemals wohlher, als wenn alles drunter und drüber geht. Alle diese Antriebe zum Politisiren fehlen nicht allein beim Bauer, sondern es ist geradezu das Gegentheil vorhanden. Drum will er die Politik in festen Händen wissen; er glaubt wie Goethe, daß Regieren eine Kunst sei, die gelernt sein wolle, wie jede andre Kunst, und er wünscht nicht, daß diese fürs Gemeinwohl wichtige Kunst von Pfüschern ausgeübt werde; am wenigsten trägt er Verlangen, selbst hinein zu pfuschen.



## Litteratur

Archivio Storico Italiano fondato da G. P. Vieusseux e continuato a cura della R. Deputazione di Storia Patria per le provincie della Toscana, dell' Umbria e delle Marche. Quinta Serie. Tomo III. Anno 1889. Firenze, G. P. Vieusseux

In Nr. 7 der Grenzboten wurde darüber geklagt, daß bei uns Deutschen die schöngeistige Litteratur unsrer Bundesgenossen, der Italiener, zu wenig Beachtung finde. Ihren historischen Arbeiten ergeht es nicht besser, und bei der innigen Wechselwirkung, in der die beiden Völker mit kurzen Unterbrechungen beinahe zwei Jahrtausende hindurch gestanden haben, ist das nicht bloß ein Unrecht gegen unsre Freunde, sondern auch ein Schaden für die deutsche Wissenschaft. Der Wunsch, dieser Vernachlässigung ein Ende gemacht zu sehen, möge es rechtfertigen, wenn wir, obwohl die Grenzboten kein Fachblatt sind, einmal auf die angesehenste historische Zeitschrift Italiens aufmerksam machen.

Bonaini, der bis zu seinem Tode 1875 Vizepräsident der herausgebenden Gesellschaft (der königlichen Deputation für die Geschichte Toskanas, Umbriens und der Marken) war, hat aus den Archiven von Pisa und Florenz zwei umfangreiche Bände zusammengestellt (erschienen sind sie erst nach seinem Tode), die in Deutschland zwar für ein Paar Dissertationen benutzt worden, außerhalb der fachmännischen

Kreise aber bis heute ganz unbekannt geblieben sind, obwohl der eine Band die Hälfte des Restes der sonst zu Grunde gegangenen Reichskanzlei des vierzehnten Jahrhunderts enthält, der andre aber in einer wunderbar vollständigen und lebendigen Korrespondenz das Erwachen des nationalen Bewußtseins der Italiener im Gegensatz zu dem Weltreichideale Dantes und Kaiser Heinrichs VII. veranschaulicht. Im vorigen Jahre ist nun auch Bonainis Nachfolger, Cesare Guasti, gestorben, und der vorliegende Band des Archivio bringt seinen Nekrolog. Wir heben daraus eine Stelle hervor, die nicht allein den genannten fleißigen Gelehrten (das Verzeichnis seiner Schriften umfaßt 489 Nummern), sondern noch viele andre Männer der Wissenschaft auch in Deutschland charakterisirt. „Das moderne Leben mit seinen Leidenschaften und seinem Heidentume hatte nichts Anziehendes für ihn; in der Vergangenheit suchte er Ideale, die seiner Empfindung und seiner Überzeugung besser entsprachen. Doch vertrug er sich mit allen, nahm das Gute an, von welcher Seite es auch kam, und verabscheute jegliches Parteitreiben. Deshalb waren ihm die nicht hold und rechneten ihn nicht zu den ihrigen, die auch aus der Religion eine Parteisache machen, und er grämte sich nicht darüber.“

In der *Rassegna bibliografica* werden auch deutsche Bücher, wie die Assyrische Geschichte von Ziele und Sicels *Liber Diurnus Romanorum Pontificum* gründlich gewürdigt. Von französischen Erscheinungen werden u. a. mehrere Arbeiten über die Geschichte der bildenden Künste in Italien und Erasmo in Italien von Pierre de Kolhae besprochen. Erasmus kam 1506 nach Italien. Charakteristisch ist es für den großen Gelehrten, daß „sein kalter Geist völlig unempfindlich war gegen die Wunder der Kunst, die ihn in Florenz umgaben.“ Er glaubte die kurze Zeit, die er dort verweilen mußte, verloren zu haben. Nichts weiß er aus der Stadt Lorenzos des Prächtigen zu berichten als eine Pulverexplosion. Nur auf Bücher stand sein Sinn. Sein Urteil über Rom fiel so aus, wie sich erwarten ließ. „Seine nordische Einfalt, die schon an dem kriegerisch-prächtigen Einzuge des Papstes Julius II. in Bologna Anstoß genommen hatte, mußte sich tief erschüttert fühlen durch die Üppigkeit und Verderbnis des päpstlichen Hofes. Doch fand er immerhin auch in diesem Kreise noch Männer, die er nicht allein ihres Geistes, sondern auch ihrer Tugenden wegen bewundern durfte.“ Aus der Reihe der italienischen Schriften, die rezensirt werden, heben wir einen akademischen Vortrag des Professors Iginio Gentile zu Pavia, *L'energia morale nella storia*, als besonders erfreulich hervor, weil jener Materialismus, der die Weltgeschichte zu einem chemischen Prozeß herabwürdigen und verkrüppeln möchte, bei den italienischen Naturforschern und Ärzten noch breitem Raum einnimmt als bei den unsern. Gentile bekämpft diese Auffassung mit aller Entschiedenheit, wendet sich auch gegen Buckle, der den menschlichen Fortschritt auf das Gebiet der Erkenntnis einschränkt, und sieht in der Verbreitung der individuellen Freiheit das höchste der Güter, die wir dem Fortschritt unsers Geschlechtes zu danken haben.

Unter den Aufsätzen und Urkundenveröffentlichungen des Bandes dürften folgende auch für manche deutsche Leser Interesse haben: einige Briefe Panantis, eines vielgereisten Toskaners, aus dem Jahre 1798 (herausgegeben von Giovanni Sforza); urkundliche Nachrichten über die Signorie des Franz Sforza in den Marken aus den Jahren 1438 bis 1446 (herausgegeben von Antonio Gianandrea); ein Aufsatz Faraglias über Barbato von Sulmona, einen neapolitanischen Litteraten des vierzehnten Jahrhunderts, und über die Verdienste Roberts von Anjou um die Wiederherstellung der Wissenschaften (dem sonst geizigen Könige war kein Buch zu teuer; für ein Corpus juris zahlte er eine Summe, die nach heutigem Geldwert

über tausend Thaler beträgt; er besoldete eine ganze Schar von Abschreibern, Konservatoren und Übersetzern und ließ namentlich viele griechische und arabische Bücher übersetzen); endlich eine Abhandlung von Antonio Favaro über die Beziehungen des Astronomen Tycho Brahe zu Galilei und zum toskanischen Hofe. Die Beziehungen zum erstern blieben einseitig, indem der damals noch unberühmte Galilei sich den Annäherungsversuchen seines schon weltberühmten Kollegen gegenüber ablehnend verhielt. Was Tycho zu einem Verhalten bestimmte, das den Umständen nach als Herablassung bezeichnet werden muß, war ein wissenschaftliches Vorhaben. Er wollte an Orten, die dem Äquator näher liegen als seine bisherigen nordischen Beobachtungsplätze, durch seinen Sohn astronomische Messungen vornehmen lassen, und hatte dafür Florenz und das ägyptische Alexandria aussersehen. Aber es wurde nichts daraus, weil der Großherzog an seinem Hofe keine Protestanten duldete. Tycho versichert zwar in einem Briefe an den großherzoglichen Gesandten in Wien vom 4. Mai 1600, sein Sohn und dessen Begleiter würden ganz gewiß keinen Anstoß geben, habe sich der erstere doch auch am Hofe des Kardinals von Dietrichstein [in Olmütz] einige Zeit aufhalten dürfen; doch mußte das alles nichts. Wenn auch nicht nach Florenz, so doch nach Toskana kam Tychos Sohn trotzdem schon im folgenden Jahre, und zwar in Begleitung eines persischen Gesandten, der die Höfe bereiste, um ein Bündnis gegen die Türken zu stande zu bringen. In Siena eröffnete ihm der erwähnte Diplomat, der von Geburt ein Engländer war und Robert Sherley hieß, der Großherzog widerrate dem jungen Dänen die Weiterreise nach Rom, wo er den Zweck der Gesandtschaft und sein eignes Leben gefährden könne, denn in Italien gehe das Gerücht, Tycho habe den Kaiser bestimmt, die Kapuziner aus Prag zu verjagen. Tycho hält das für eine Erfindung des Engländers; sollte es aber wahr sein, schreibt er dem Großherzog, daß dieser den Rat gegeben habe, so habe man ihn über die Prager Angelegenheit falsch berichtet; er bittet, der Großherzog möge seinen Sohn so lange in Toskana dulden, bis er italienisch gelernt habe, und möge ihn dann seinem Schwager, dem Könige von Frankreich empfehlen, damit er sich an dessen Hofe ein oder zwei Jahre aufhalten und dort das Französische erlernen könne. Man sieht aus diesem kleinen Zwischenfalle wieder einmal, durch welchen Rattenkönig von Ränken und konfessionellen Vorurteilen sich die Männer der Wissenschaft damals durchwinden mußten, aber auch mit welcher Dickfelligkeit sie gegen derlei Anfechtungen gewappnet waren.

Bis zuletzt haben wir die Erwähnung einer Abhandlung von Salvatore Bongi versparrt, weil sie ein interessantes Sitten- und Stimmungsbild aus großer Zeit enthält, das wir in stark verkleinertem Maßstabe wiedergeben wollen. Sie ist überschrieben: „Francesco da Meleto, ein Prophet aus den Zeiten Machiavellis.“ Dieser Prophet war ganz vergessen; in der Litteratur seiner schreibseligen Zeit findet sich keine Spur von ihm. Da fiel Bongi ein Buch in die Hand, dessen Titel ihn als Verfasser nennt; er forschte nach und fand Aufschluß zunächst in den Steuerverollen der Republik Florenz. Im Jahre 1457 erschien Niccolò di Piero da Meleto auf dem Steueramte, um sein Vermögen anzugeben und die Zahl der Mäuler, die er zu ernähren hatte. Unter anderm erklärte er, daß er von Caterina di Rossia (aus Rußland), einer jener armen morgenländischen Sklavinnen, schaltet Bongi ein, die ihren Herren bei Tag und Nacht dienen mußten, zwei Kinder habe; eines davon war der achtjährige Francesco. Zum Schluß gestand Niccolò, daß er noch andre uneheliche Kinder habe, aber deren Mutter möge er nicht nennen, damit ihre Ehre nicht Schaden leide. Es war ziemlich allgemein Sitte, solche Sklavinnen,

wenn sie Kinder bekamen, frei zu lassen und die Kinder zu legitimiren oder besser gesagt zu adoptiren, da die Legitimierung nach unserm Sprachgebrauch die nachträgliche Verehelichung der Eltern voraussetzt. Auch unser Niccolò folgte dieser Sitte. Im Jahre 1470 gab er zu Protokoll: „Und obgemeldete meine beiden Kinder, Francesco und Margherita, geboren von der obgemeldeten Caterina, wurden legitimirt zur Zeit des Papstes Pius [II.], in aller Form, wie hervorgeht aus der Bulle, die ich bei mir habe, und die mich 50 Goldfloren [500 Mark, nach heutigem Geldwerte 2500—3000 Mark] kostet, sodaß sie mich beerben können.“ Zehn Jahre später war Niccolò tot, und seine ehelichen Söhne erklärten, daß sie verpflichtet seien, ihrem Bruder Francesco, weil er nicht bei ihnen wohne, zu seinem Lebensunterhalt jährlich 20 Scheffel Brotkorn, 13 Fässer Wein, 50 Pfund Fleisch und 3 Scheffel Kastanien zu liefern.

Aus einer Schrift Francesco's, dem Convivio, erfahren wir weiter, daß er als junger Mann, jedenfalls in Kaufmannsgeschäften, eine Zeit lang in Konstantinopel gelebt hat, wo er einerseits die der Christenheit von den Türken drohende Gefahr würdigen lernte und anderseits mit dem Judentume näher bekannt wurde. „Wahrhaftig, ich weiß es selbst nicht, wie es kommt, schreibt er, ich habe die Juden nie gehaßt, sondern sie immer geliebt und mit ihrem Elend Mitleid empfunden. Du weißt ja [das Büchlein ist in Gesprächsform abgefaßt], daß ich, als wir zusammen in Konstantinopel weilten, mit dortigen Juden viel verkehrt habe, und zwar mit solchen, die als Geseßkundige angesehen waren, und mit ihnen über ihren Glauben zu disputiren pflegte. Und der Herr stand mir bei, sodaß mir ihre Gründe desto schwächer schienen, je tiefer ich mich mit ihnen einließ, obwohl ich doch nur ein junger Mensch war und ihnen wenig oder nichts zu antworten wußte. Schließlich gestand mir der, mit dem ich besonders vertraut geworden war, ein großer Rabbi, ganz im geheimen, im Jahre des Heils 1484 würden sich alle Juden befehlen, wenn bis dahin der Messias nicht erschienen wäre; er wußte das aus dem Propheten Daniel; die Stelle wollte er mir zwar nicht verraten, aber, sagte er, alle Lehrer des Geseßes stimmen darin überein. Darüber freute ich mich und sagte: Da werdet ihr ja binnen kurzem zur Taufe kommen! Denn damals schrieben wir schon 1473.“

Was noch weiter dazu beigetragen haben mag, den guten Francesco zum Propheten zu machen, schließt Bonghi aus den Zeitverhältnissen, und wie sich das gewöhnliche Prophetengeschick an ihm erfüllte, ergeben die Akten einer Synode. Nach Savonarolas Tode hielt die von ihm hervorgerufene Erregung der Gemüther noch längere Zeit an, und während die ins Heidentum versunkenen Politiker ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Großen, auf deren geheime Absichten und Ränke richteten, harrete das Volk in seiner Einfalt gläubig und fröhlich auf die Erneuerung der Kirche, von der es die Befeligung aller Christen und für Florenz noch besonders den Frieden und die Wiederherstellung der republikanischen Freiheit hoffte. Die Zeichen des nahen Heils, glaubte man ferner, seien in der heiligen Schrift angegeben, und wer diese nur zu deuten vermöchte, der würde sie erkennen. Meleto hielt sich für einen der vom heiligen Geiste begnadigten, die berufen seien, den Schleier zu lüften, und fand durch eine mystische Arithmetik, einen Schößling seiner kaufmännischen Rechenkunst, daß die allgemeine Wiedergeburt der Christenheit im Jahre 1517 mit der Befehung der Juden ihren Anfang nehmen und 1536 mit dem Untergange des Muhamedanismus vollendet werden werde. Diese glückselige Entdeckung beeilte er sich nun der Welt durch zwei Büchlein bekannt zu machen, ein in der Muttersprache abgefaßtes, das mehrerwähnte Convivio, und ein latei-

nisches (Quadrivium temporum prophetatorum), das er dem neugewählten Papste, Leo X., persönlich zu überreichen gedachte. Der Prophetenberuf kann sein Kaufmannsgeschäft nicht sonderlich gefördert haben, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß er arm blieb oder wurde. In der Widmung der zweiten Schrift an einen Propst Beno meint er, mit dem Büchlein habe sich ein zwiefaches Wunder begeben, einmal, daß er es genau zur vorherbestimmten Zeit fertig gebracht habe, und zum andern, daß er, ein armer alter Mann, habe nach Rom reisen und das Manuskript dem Papste zu Füßen legen, sodann es sogar noch herausgeben können. Das Pferd und das Geld zur Reise hatte ihm nämlich jener Propst geschenkt; in Rom mußte er drei Monate warten, bis er Audienz bekam — Pietro Bembo beherbergte ihn —, dann bezahlte sein Gönner Beno wieder die Druckkosten.

In der Einleitung zum Convivio hatte Meleto gesagt, daß er nur seine Pflicht erfülle, wenn er das ihm vom Herrn anvertraute Pfund nicht vergrabe, doch wisse er recht wohl, daß ihm Trübsale nicht erspart bleiben würden. Und dieses, meint Bongi, war das Einzige, worin er sich als einen Propheten erwies. Das Einzige? Hat denn die Jahreszahl 1517 gar nichts zu bedeuten? Bezeichnet sie nicht wirklich den Anfang einer Erneuerung der Kirche, sogar der römischen Kirche? Sagt doch Bongi selbst, das große Ereignis scheine seine Schatten voraus und über die Alpen geworfen und die Gemüter der Florentiner schon im Beginn des genannten Jahres erregt zu haben. Sogar von den Kanzeln wurden die Prophezeiungen des Meleto verkündigt. Da schritt die Hierarchie ein. Der Herzog Giulio de' Medici, der nachmalige Papst Clemens VII., hielt eine Synode ab. Auf dieser erhob sich einer der Väter, wahrscheinlich der Ramaldulenser-General Paul Orlandini, und ließ sich über die brennenden Fragen etwa folgendermaßen vernehmen: „Unsre Grammatikaster bilden sich ein, sie könnten das Lateinische nicht lehren, wenn sie nicht den Knaben gleich anfangs die Epigramme Martials und die Gedichte Catulls erklären dürfen, als ob es nicht genug anständige unter den lateinischen Schriftsteller gäbe. Die Philosophen flößen den Jünglingen bei der Erklärung des Aristoteles allerlei gottlose Meinungen ein, wie die von der Sterblichkeit der Seele. Und was soll ich erst von der Erklärung der heiligen Schrift sagen? Jeder hält sich für berechtigt, sie nach seinem Kopfe zu deuten, zu zerpfücken, zu verdrehen, und allerlei Neues und Unkatholisches daraus abzuleiten. Nach Beispielen brauchen wir nicht weit zu suchen. Hier am Orte haben wir den Francesco Meleto, der, obwohl ein ganz ungelehrter Mann, es doch wagt, aus der heiligen Schrift neue und ganz unerhörte Behauptungen zu folgern. Daher, o ehrwürdige Väter, bitte ich euch um der Eingeweide Jesu Christi willen, daß ihr in Beziehung auf diese Übelstände Fürsorge treffen wollet.“ Die Synode erließ demgemäß eine Reihe von Beschlüssen: gegen das Lesen sittengefährlicher Schriftsteller in den Schulen (Lucretius wird ausdrücklich genannt, muß also damals in der Schule viel gebraucht worden sein), gegen widerchristliche philosophische Lehren, namentlich die von der Sterblichkeit der Seele (einige Jahre vorher hatte schon eine lateranensische Synode diese Kezerei zu verdammen für nötig erachtet), gegen solche, die behaupten, daß gewisse Dinge, die bisher als sündhaft galten, es in Wirklichkeit nicht seien u. s. w., und schließlich gegen Meleto. Diesem wird befohlen, binnen acht Tagen seine sämtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften entweder der erzbischöflichen Behörde oder der Inquisition zum Verbrennen auszuliefern „bei Strafe der Exkommunikation und von zehn Goldfloren,“ und binnen zwei Monaten ein Schreiben einzureichen, in dem er seine Irrtümer einzeln zu widerrufen und für seine Verwegenheit und Anmaßung um Verzeihung zu bitten habe; alle Prediger, die Meletos Lehren noch

ferner auf der Kanzel zu verkündigen sich unterstehen, werden mit der Exkommunikation bedroht. Über die erfolgte Unterwerfung Meletos giebt das bischöfliche Archiv Aufschluß; wie streng das Urtheil an seinen Schriften vollstreckt worden ist, und daß sie wirklich verbrannt worden sind, soweit man ihrer habhaft werden konnte, läßt sich aus der geringen Zahl der jetzt noch vorhandenen Exemplare entnehmen. Am 17. März 1517 wurde der Synodalbeschuß vom Papste bestätigt und am 12. April veröffentlicht. Nach dieser Zeit wird der Mann nirgends mehr erwähnt. Bongii hebt mit einiger Schadenfreude hervor, daß dem Professor Franz Heinrich Neusch, der in seinem Werke über den Index doch alle nur aufzutreibenden Nachrichten von Bücherverboten zusammengetragen hat, jene florentinische Synode entgangen sei: „so schwierig ist es selbst für den gelehrtesten Mann, alles zu kennen.“

Die Duitzows und ihre Zeit. Von Friedr. v. Klöden. Dritte Ausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Ernst Friedel. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1889

Es war ein guter Gedanke, dieses seit längerem vergriffene Hauptwerk Klödens neu aufzulegen. Als es vor mehr als einem halben Jahrhundert zum erstenmal erschien, durfte es kaum in Preußen auf allgemeines Interesse zählen, geschweige über dessen Grenzen hinaus. Brandenburgische Geschichten aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, Natur- und Kulturbilder aus des heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse — wer sollte sich darum kümmern! Heute liegen die Dinge anders. Wenn auch hie und da noch immer mit Widerstreben, muß doch jeder Deutsche anerkennen, daß zu den allerwichtigsten Abschnitten der deutschen Geschichte gerade der hier geschilderte gehört, und daß aus seiner Kenntnis erst das Verständnis für die Entwicklung der Geschichte des Reiches recht hervorgehen kann. Nur zu lange haben die einzelnen Stämme die Erinnerung festgehalten, daß sie einmal mächtiger waren als die Marken, diese unter den Söhnen Karls IV. fast herrenlosen Landstriche, von denen jeder Nachbar sich Stücke aneignen konnte; und bis in ziemlich nahe Zeit fristete sich die Hoffnung, die „Markgrafen von Brandenburg“ wieder klein zu sehen. Jetzt begrüßt man die Größe und das Folgenreiche des Wirkens jenes Burggrafen von Nürnberg, der sich sein Land und sein Volk erst erobern und für den künftigen geschichtlichen Beruf erziehen mußte. Das Buch, das die Mark Brandenburg in der Zeit völliger Zerrissenheit und Verwahrlosung bis zu den ersten Hohenzollern mit gründlichster Kenntnis der politischen und Kulturgeschichte und der Örtlichkeiten schildert, wird daher ohne Zweifel zahlreiche Leser finden und sie auch befriedigen, wenn sie sich einmal über das Fremdartige in der Darstellungsweise hinweggesetzt haben. Klöden selbst mußte erfahren, daß die Vermischung von geschichtlicher Wahrheit und Dichtung auf verschiedenen Seiten Anstoß erregte; er verteidigt sich gegen das Mißverständnis, daß er einen historischen Roman verfaßt habe, und der jetzige Herausgeber tritt ebenfalls und unter Berufung auf Thukydides, Livius und Tacitus für die Gattung der „kolorirten Geschichte“ ein. Würde man es aber heutzutage billigen, wenn ein Historiker den Staatsmännern und Feldherren Reden eigener Verfertigung in den Mund legen wollte? Die erfundenen Begebenheiten und langen Gespräche, die Klöden benutzt, um dem Leser Bildungszustand, Glauben und Aberglauben, Sitten und Gebräuche, Art des Reisens und Kriegswesens u. s. w. zu veranschaulichen, gewähren dem, der immer in Spannung gehalten sein will, zu wenig und stören andre. Das „Kolorit“ würde auch, und ohne daß ein solches Zwitterding herausgekommen wäre, erreicht worden sein, wenn der Verfasser die Ergebnisse seiner kulturgeschichtlichen Studien an schicklicher Stelle eingeschaltet hätte. Die Auswüchse zu beschneiden

und doch nicht zugleich das reiche und anziehende Material darin zu beseitigen, das hätte freilich an vielen Stellen eine völlige Umarbeitung erfordert; aber die wird früher oder später doch nicht zu vermeiden sein, wenn das Buch den im übrigen verdienten Eingang findet. Manche Provinzialismen und Nachlässigkeiten, wie z. B.: „worin König Wenzel willigte,“ „das überhandgenommene Gepränge“ u. dgl. hätten getilgt werden sollen. Und weshalb Trencz statt Trentschin, da doch sonst die Ortsnamen in heutiger Form gegeben werden?

Der erste Band führt bis zum Schluß des vierzehnten Jahrhunderts, das thatenreiche Leben der berühmten und berühmten Stegreifritter Dietrich und Hans von Quizow soll nun erst beginnen.

Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolf Schleiden. Neue Folge. 1841—1848. Wiesbaden, F. F. Bergmann, 1890

Der als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein, als Ministerresident der Hansestädte, als Reichstagsabgeordneter von Altona bekannte Verfasser giebt in dem vorliegenden Buche eine Fortsetzung seiner im Jahre 1886 in demselben Verlage erschienenen „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.“ Schon dieser erste Teil zeichnet sich durch eine warme Sprache, durch eine Fülle feiner Bemerkungen und eine anschauliche fesselnde Darstellung aus, die den Leser selbst über die Stellen fortträgt, wo der Verfasser sich zu behaglich über unwichtige persönliche Erlebnisse ins Weite ergeht. Was er z. B. über seine Universitätszeit in Kiel, Berlin, Jena und Göttingen erzählt, hinterläßt zuweilen den Eindruck des Gespreizten. Aber über diese Klippe pflegen die meisten Jugenderinnerungen nicht hinwegzukommen. „Meine Jugendzeit, sagt der Verfasser, inhaltsreicher als manche andre, fällt in die Wende der Entwicklung einer neuen Geisteswelt. Die alte Zeit der Romantik und des Idealismus ging zu Ende. Realismus, wirtschaftliche und politische Interessen begannen in den Vordergrund zu treten. Das elterliche Haus lehrte mich die ersten kennen. Frühzeitige Berührung mit hervorragenden Männern schärfte meinen Blick für das Kommende.“ Aus dem engen Kreise der Familienverhältnisse, deren Schilderung besonders den Schleswig-Holsteiner interessieren wird, tritt der Verfasser in der Neuen Folge seiner Erinnerungen vollständig heraus. Hier entrollt er vor unsern Blicken ein buntes Bild von dem gesellschaftlichen Leben in Holstein und in Kopenhagen, von den geheimen Bestrebungen und politischen Umtrieben und von seiner praktischen Thätigkeit im dänischen Staatsdienste, wo er Gelegenheit hatte, „den Gang der Ereignisse genauer zu beobachten als andre und manches zu sehen, was hinter der Szene vorging.“ Auch der Geschichtschreiber wird in Schleidens Erinnerungen manche wertvollen Angaben finden.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig